

PROF. DR.-ING. GERD ALBERS

ÜBER DEN WANDEL DES GESCHICHTSVERSTÄNDNISSES IM STÄDTEBAU

„City Planning is an art striving by scientific methods to improve the craft“ – diese Definition des amerikanischen Planers J. Dyckman,¹⁾ in der sich Kunst, Wissenschaft und Handwerk elegant verknüpfen, liefert den Ansatz dafür, in die Festschrift für einen Kunsthistoriker auch die Geschichte der Stadtplanung einzubeziehen. Dieses Thema lässt sich unter einer ganzen Reihe von Aspekten betrachten – etwa als Ideengeschichte, als Entwicklungsgeschichte der Siedlungsstruktur oder als Geschichte der Wandlungen in der Stadtgestalt, um nur die augenfälligsten zu nennen

In der Stadtgestalt verknüpfen sich Stadtplanung und Architektur, denn städtebauliche Gestaltung wird letztlich über die Architektur der sie konstituierenden Gebäude wirksam. Indessen kann diese enge Beziehung nicht über den Wesensunterschied zwischen Stadtplanung und Architektur hinwegtäuschen : während die Arbeit des Architekten auf das in sich abgeschlossene Werk zu zielen pflegt, bleibt die des Stadtplaners immer in Bewegung, findet allenfalls für Teilbereiche eine vielleicht Jahrzehnte überdauernde Form. Die Stadt als Ganzes indessen lässt sich nicht auf einen „endgültigen“ Zustand hin planen – das hat Cornelius Gurlitt, der erste Präsident der 1921 gegründeten „Freien Deutschen Akademie des Städtebaues“, sehr überzeugend begründet : „Denn nach uns kommen auch Leute mit eigenen Anschauungen, mit dem Willen, diese durchzuführen, und mit der Absicht, sich von ihren Vorfahren nicht maßregeln zu lassen.“²⁾ Nicht minder eindringlich kommt diese Einsicht in die Zeitgebundenheit der Planung zum Ausdruck in der Forderung von Rudolf Schwarz, der gute Plan müsse „die Dynamik der Geschichte mit einbauen, die ihn einmal überwindet.“³⁾

Die Dynamik der Geschichte – damit meint Schwarz die Offenheit für die Zukunft, aber diese Dynamik wird uns auch im Rückblick auf die Vergangenheit bewusst. Unter dem Einfluss des Zeitgeistes hat sich das Verhältnis der Stadtplanung zur Geschichte mehrfach gewandelt, und es mag für das Verständnis der Gegenwart hilfreich sein, diesen Wandlungen nachzugehen – sie beobachtend zu erfassen, aber auch ihren Hintergründen nachzuspüren. Zwei Aspekte sind dabei von besonderem Interesse – einerseits die Frage, inwieweit Spuren und Zeugnisse der Geschichte in der aktuellen Stadtentwicklung zu bewahren, vielleicht sogar besonders

hervorzuheben seien, und andererseits das Urteil darüber, ob man historische Gestaltungselemente in das Schaffen der jeweiligen Gegenwart einbeziehen sollte.

DAS NEUNZEHNTE JAHRHUNDERT

Beginnen wir unsere Betrachtung mit dem neunzehnten Jahrhundert, so finden wir die Architektur zunächst im Banne des Klassizismus, dem dann die Neogotik folgt und damit das Tor öffnet für einen Eklektizismus, der mit der Wahl des Baustils zugleich eine Aussage über die Bedeutung des Bauwerks treffen will. Indessen gibt es dafür im Städtebau jener Zeit keine Entsprechung; die Neuplanungen nach Brandkatastrophen – wie in Göppingen 1782 oder in Hamburg 1842 – nehmen kaum Bezug auf historische Vorgaben, so wenig wie die chirurgischen Eingriffe des Präfekten Haussmann in das Pariser Straßennetz oder die Planung für die Wiener Ringstraße um die Jahrhundert-mitte. Auch die preußische „Anweisung für die Aufstellung und Ausführung städtischer Bau- und Retablissementspläne“ von 1855 enthält keinen Hinweis auf den Umgang mit Bauten von historischer Bedeutung.

Die Stadtplanung des 19. Jahrhunderts – bis in dessen letztes Jahrzehnt hinein weitgehend als Ingenieuraufgabe verstanden – ist vor allem darauf gerichtet, den Ansprüchen einer stürmischen Entwicklung von Wirtschaft und Gesellschaft gerecht zu werden; ihnen gegenüber erscheinen Stadtstruktur und Gebäudebestand in vielen Fällen hinderlich. Gleichzeitig entwickelt sich indessen die Institution der Denkmalpflege, die sich an Schinkels Wort orientiert: „Das Vertrauen, das die Menschheit auf ihre Werke selbst legt, indem sie ihnen einen entschiedenen Wert beimisst und ihre Erhaltung auf lange Zeit erstrebt, hat aber etwas moralisch Hohes und Erhabenes.“⁴⁾

Die Herrschaft des Eklektizismus in der Architektur führt bald zu einem eigentümlichen Widerspruch, der sich auch auf die Stadtgestalt auswirkt: Gerade die Perfektionierung historischer Stile geht vielfach mit der Beseitigung der eigentlichen historischen Bausubstanz einher – als rechtfertigte die exakte Stilmachung den Verzicht auf die echten geschichtlichen Zeugnisse. Ein kennzeichnendes Beispiel bietet der Wettbewerb für den Trierer Hauptmarkt im Jahre 1903, dessen Ergebnis den Ersatz der bescheidenen historischen Bauten durch mittelalterlich verbrämte vier- und fünfgeschossige Miethäuser vorsah; glücklicherweise wurde es nur zum Teil verwirklicht. Man kann darin ein Gegenstück zu den stilistischen

„Purifizierungen“ bei der Restaurierung alter Bauten sehen, die später heftig kritisiert wurden; so wurde das Wirken Viollet-le-Ducs in Carcassonne und Toulouse bald als „vandalisme restaurateur“ getadelt und dessen Ergebnis später zum Teil durch „dérestauration“ beseitigt..

Dass die 1874 vom „Verband deutscher Architekten- und Ingenieurvereine“ beschlossenen „Grundzüge für Stadterweiterungen nach technischen, wirtschaftlichen und baupolizeilichen Beziehungen“⁵⁾ keinen Hinweis auf den Umgang mit historischem Bestand enthalten, ist erklärlich : solche „Erweiterungen“ nahmen in der Regel Freiflächen in Anspruch, die keine wesentlichen geschichtlichen Spuren aufwiesen. Aber auch die Veränderungen im bestehenden Stadtgefüge, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts ins Blickfeld der Stadtplanung kommen, lassen zunächst kaum eine Rücksichtnahme auf den historischen Bestand erkennen.

Als kennzeichnend für die stadtgestalterischen Ziele der „Gründerzeit“ können wohl die Thesen von Hermann Lotze aus seiner „Geschichte der Ästhetik in Deutschland“ gelten, nach denen der Großteil der Gebäude in der Stadt „als Geschäftsraum oder Herberge einer veränderlichen Bevölkerung“ diene, so dass „diesem Massenleben entsprechend auch die Bauwerke auf individuelle Selbständigkeit verzichten und Schönheit nur durch die malerischen und imposanten Massenwirkungen suchen, welche die künstlerisch erfundene Anordnung der im einzelnen gleichartigen hervorbringen kann“. ⁶⁾ Der Bezug zu Haussmanns Pariser Boulevards und ihrer baulichen Fassung liegt auf der Hand.

In dieser Atmosphäre großstädtischer Expansion, die das späte 19. Jahrhundert kennzeichnet, erscheint 1889 Camillo Sittes Buch „Der Städte-Bau nach seinen künstlerischen Grundsätzen“ – mit deutlicher Kritik an der „Motivenarmut und Nüchternheit moderner Stadtanlagen“ und einem Plädoyer für eine Orientierung an den räumlichen Qualitäten alter Städte.⁷⁾ Die Beispiele historischer Platzanlagen sollen weniger zur Nachahmung auffordern als Prinzipien verdeutlichen; Sittes spätere Abstempelung als „Troubadour des Mittelalters“ – so durch Giedion – geht offenbar vor allem auf die verfälschende Übersetzung seiner Schrift ins Französische zurück, wie spätere Untersuchungen belegen.⁸⁾

Ein Jahr darauf veröffentlicht Josef Stübben sein umfassend angelegtes Handbuch „Der Städtebau“, pragmatisch die aktuellen Probleme erörternd. In ihm findet sich eine kritische Bemerkung über den Umgang mit historischem Bestand : „Forderungen des Verkehrs, und zwar

sehr oft missverstandene oder anders zu befriedigende, haben leider viele Torbauten noch in unserer Zeit ohne Not in künstlerischer Unkenntnis dem Untergang geweiht.“ An anderer Stelle würdigt Stübgen erhaltene Stadttore „als ehrwürdige Zeugen der Geschichte und zum Teil herrliche Denkmale alter Kunst“. ⁹⁾

Hier wird die Dynamik der städtebaulichen Entwicklung im späten 19. Jahrhundert spürbar, für die gerade die Eingrenzung der alten Stadt durch Mauern und Tore als Hemmnis empfunden wurde. Das Holstentor in Lübeck, heute Signet des Deutschen Städtetages, wurde mit einer Stimme Mehrheit vor dem Abbruch bewahrt, und auch die Nürnberger Stadtmauern entgingen diesem Schicksal nur knapp. Die alten bürgerlichen Bauten in den Innenstädten mussten vielfach neuen baulichen Ansprüchen weichen; so war in Hamburg um die Wende zum 20. Jahrhundert bereits der Großteil der nach dem Brand von 1842 errichteten Gebäude durch Neubauten ersetzt worden.

Es ist diese Art von Entwicklungsdruck, die Stübgen in seinem Buch charakterisiert :

„Verkehr, Zuzug, Wohlstand vermehren sich und fordern bald gebieterisch, dass zu der Stadterweiterung nach außen sich die Erweiterung nach innen geselle, d.h. die Verbreiterung enger Straßen, der Durchbruch neuer Verkehrslinien, die Niederlegung alter Baulichkeiten, ja der Abbruch und die Umgestaltung ganzer verkehrswidriger und gesundheitswidriger Stadtteile.“

¹⁰⁾ Hier wird deutlich der Fragenkomplex des innerstädtischen Umbaus und der Sanierung angesprochen, der in der Folgezeit zu einem Kernthema der städtebaulichen Diskussion werden sollte.

DAS ZWANZIGSTE JAHRHUNDERT – ERSTES DRITTEL

Die beiden Jahrzehnte vor und nach der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert sind durch offenkundige Veränderungen im Lebensgefühl der Zeit geprägt. In der Rückschau erscheint dieses Lebensgefühl gekennzeichnet durch eine eigentümliche Überlagerung von Neuanfang und Rückbesinnung : Lebensreform und Jugendbewegung, Jugendstil – in Frankreich bezeichnenderweise „art nouveau“ -, Heimatschutz und Denkmalpflege : sie alle lassen sich als

Reaktionen auf Art und Geschwindigkeit der Veränderungen interpretieren, die das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts mit sich gebracht hatte.

Damit rückt ein Interesse an der Erhaltung alter Bauten und Stadtstrukturen in den Vordergrund, das über das engere Gebiet der Denkmalpflege hinausgreift. So weist Nußbaum 1907 in seiner Schrift „Hygiene des Städtebaues“ darauf hin, dass bei Sanierungsmaßnahmen die Gefahr der „Vernichtung zahlreicher Kleinwohnungen „allerbilligster Art“ bestehe, und mahnt zu „größter Vorsicht (...), weil aus dem Fortschaffen eines Übels größere Mißstände zu entstehen vermögen.“¹¹⁾ Fünf Jahre später äußert sich Cornelius Gurlitt, der schon zuvor die zerstörende Einwirkung des Verkehrs auf alte Stadtstrukturen kritisch erörtert hatte, zur Citybildung und zum sozialen Abstieg von Altstadtgebieten und fragt, „ob es nicht besser ist, die alten Stadtteile stehen zu lassen und sie von innen heraus zu gesunden, statt sie zu zerstören. Ich sehe hierbei zunächst ganz ab von den antiquarischen Werten, die gerade in diesen Stadtteilen liegen, und wende mich dem Gedanken zu, wie der verkommene Stadtteil wieder gesundet werden kann unter Verwendung der alten Bauten.“¹²⁾ Hier haben wir also ein frühes Plädoyer für ein Vorgehen, das sechs Jahrzehnte später als „erhaltende Erneuerung“ in den Vordergrund rückte.

Gurlitt war offenbar auch der Anreger einer Dissertation zur Stadterneuerung von Otto Schilling, die 1921 unter dem Titel „Innere Stadterweiterung“ erschien und an einer Reihe sorgfältig dokumentierter Fallstudien aus deutschen Großstädten wie auch aus Zürich und Paris die Komplexität von Sanierungszielen und –maßnahmen – einschließlich der „Erhaltung alter Baudenkmäler“ – darstellte.¹³⁾

Indessen formte sich gleichzeitig mit diesen Bemühungen eine Zeitströmung, die eine neue Weltsicht forderte und deren erste Zeugnisse sich wohl im italienischen Futurismus manifestieren. Mit ihm setzt ein Denken ein, das angesichts neuer technischer Möglichkeiten – und gesellschaftlicher Perspektiven – die überkommene Stadt als veraltet betrachtet, von der Geschichte keine Lehren mehr erwartet und auch – außer bedeutenden historischen Baudenkmalen – den Bestand nicht als erhaltenswert ansieht. Antonio Sant’Elia, Bruno Taut und Le Corbusier setzen Orientierungsmarken, und noch 1952 verkündet der Schwede Gregor Paulsson, die Geschichte des Städtebaues - als Formengeschichte – könne den modernen Planer nichts lehren, was der Mühe wert wäre.¹⁴⁾

Gleichwohl gibt es demgegenüber eine „gemäßigte Moderne“, die Kontinuität als Wert erkennt und pflegt; die französische Historikerin Françoise Choay unterscheidet entsprechend zwischen „progressistes“ und „culturalistes“.¹⁵⁾ Als bedeutendste deutsche Vertreter dieser zweiten Richtung unter den Stadtplanern können wohl Theodor Fischer und Fritz Schumacher gelten. Fischers Verbundenheit mit dem historischen Erbe wird sehr deutlich an seinem Urteil über die „Gründerzeit“, in der „die Verkehrswut es fertig (brachte), dass die meisten unserer schönen Städte unwiederherstellbar verdorben worden sind, indem die alten Verkehrswege durch die Stadt gewaltsam erbreitert wurden.“ Auch gegenüber der Baulandumlegung, deren Vorzüge er anerkennt, hat er Vorbehalte : „Wie überall ist da aber auch eine Kehrseite. Jahrhunderte haben unserem Boden Linien und Runzeln aller Art eingegraben, die ehrwürdig sein sollten. Was erzählt ein alter Feldweg, was erzählt der Lauf der Grundstücks- und Gemarkungsgrenzen, was berichtet der und jener Hag und Rain, was diese alte Mauer und jener alte Graben ? Das alles soll gleich gemacht und nivelliert werden... Geht damit nicht mehr verloren, als irgendwie gewonnen werden kann?“¹⁶⁾

Fritz Schumacher, Professor in Dresden und dann Hamburgs Oberbaudirektor von 1909 bis 1933, hat sich immer wieder der Auseinandersetzung mit der Geschichte und ihren Zeugnissen gestellt. Eine grundsätzliche Aussage enthält sein Gutachten für seine Heimatstadt Bremen aus den Jahre 1931 : „Wirklich schützen kann man das Alte nicht, wenn man ihm zumutet, in einer Zeit mit anderem Maßstab die gleichen Funktionen auszuüben wie in einer Zeit mit weit bescheidenerem Maßstab, in der es entstand. Wirklich schützen kann man es nur, wenn man versteht, die Lebensfunktionen, die das Alte nicht mehr zu leisten vermag, auf neue Glieder des Organismus zu übertragen, die dafür geeignet sind.“ Daraus folgert Schumacher : „Alles das bedeutet eine neue Auffassung von Denkmalpflege. (...) Umleitung der Lebensströme ist das einzig wirkliche Heilmittel.“¹⁷⁾

Es liegt nahe, diese These mit der – anderthalb Jahrzehnte später veröffentlichten – Forderung des Münchner Baugeschichtsprorsessors Friedrich Krauss zu vergleichen, „dass das Wesen einer alten Stadt nicht nur durch den Bestand ihrer historischen Monumente erhalten bleibt, sondern dass diese auch ihre alte Beziehung zum Sinn und Rhythmus des Lebens in der Stadt behalten müssen“.¹⁸⁾ Das ist nun allerdings ein hoher Anspruch, der mit Schumachers Einsicht in den zeitlichen Wandel der Maßstäbe kaum vereinbar ist – und gewiss auch nur in Ausnahmefällen erfüllt werden kann. Vielfach wird man sich mit Annäherungen zufrieden geben müssen – wie etwa in Trier, wo die römische Basilika zur evangelischen Kirche, der kurfürstliche Palast zum

Sitz der Bezirksregierung und ein altes Kloster zum Rathaus geworden ist : gewiss nicht die „alte Beziehung zum Sinn und Rhythmus des Lebens in der Stadt“, vielmehr neue Beziehungen als Ergebnis einer „kreativen Umnutzung“, wie man wohl heute sagen würde – und insofern ganz im Sinne von Schumachers Aussage.

Es ist aufschlussreich, dass der 1932 erschienene vierte Band von Wasmuths renommiertem „Lexikon der Baukunst“ unter dem Stichwort „Sanierung“ lediglich auf den Begriff der „inneren Stadterweiterung“ – Schillings Buchtitel – verweist und diesen in vier Zeilen abhandelt. Im Nachtragsband von 1937 dagegen werden der „Altstadtsanierung“ vier Seiten gewidmet, die noch durch Beispiele unter den Städtetichworten Berlin, Braunschweig und Kassel ergänzt werden. Zugleich deutet sich ein Schwerpunktwechsel an : als sanierungsbedürftig bezeichnet werden „neben den ausgesprochen mittelalterlichen Teilen der Stadtkerne die Gebiete, die ihre Entstehung der ungeheuer schnellen Entwicklung der Großstädte in den Jahren nach 1870 verdanken“.¹⁹⁾

In der Tat hatte sich seit der Jahrhundertwende die Kritik an den „Mietskasernen“ der Gründerzeit ständig verstärkt, so dass ihre Sanierung zu einem sozialpolitischen Anliegen wurde, während die schrumpfenden Überreste vorindustrieller Bebauung als Zeugnisse örtlicher Identität und Kontinuität vielerorts bewahrungswürdig erschienen.

So wurden in verschiedenen Städten Überlegungen für eine erhaltende Sanierung solcher Bereiche angestellt, die nach 1933 von den Nationalsozialisten ideologisch unterlegt und für ihre Zwecke instrumentiert und genutzt worden.²⁰⁾

DAS ZWANZIGSTE JAHRHUNDERT – ZWEITES DRITTEL

Das zweite Jahrhundertdrittel beginnt in Deutschland unter der Herrschaft des Nationalsozialismus, dessen Städtebaupolitik heterogene Ansätze aufweist : nicht nur die Spannweite zwischen den „Blut-und-Boden“-Siedlungen am Stadtrand und den megalomanen Stadtumbauplänen für die „Führerstädte“, sondern auch die Diskrepanz zwischen der Rücksichtslosigkeit solcher Planungen gegenüber historischen Strukturen einerseits und einzelnen qualitätvollen Sanierungen historischer Bereiche andererseits, die allerdings mit der „Wegsanierung“ missliebiger Bewohner einherzugehen pflegte. Während des Krieges traten solche Fragen naturgemäß in den Hintergrund, und auch bei den Erörterungen des

Wiederaufbaustabes unter Albert Speer scheint der Geschichtsbezug keine nennenswerte Rolle gespielt zu haben.²¹⁾

Die ersten Jahre nach Kriegsende waren geprägt durch Diskussionen über die Grundsätze eines Neuaufbaues, während dieser selbst erst nach der Währungsreform 1948 in Gang kam. Als kennzeichnend für den Zeitgeist kann wohl das Manifest einer Reihe renommierter Architekten gelten, das im ersten Heft der 1947 gegründeten Zeitschrift „Baukunst und Werkform“ – damals Sprachrohr der Moderne – veröffentlicht wurde. Für die Struktur der Städte wird eine Anknüpfung an die Geschichte gefordert – in den großen Städten müsse „die alte Stadtmitte (...) neues Leben gewinnen als kulturelles und politisches Herzstück. (...) In unseren Landstädten mit ihren alten Bauten und Straßen – letzten sichtbaren Kündern deutscher Geschichte – muss eine lebendige Einheit aus dem alten Gefüge und modernen Wohnquartieren und Industriebauten gefunden werden“. Andererseits aber heißt es : „Das zerstörte Erbe darf nicht historisch rekonstruiert werden, es kann nur für neue Aufgaben in neuer Form entstehen.“²²⁾

In dieser These spiegelt sich gewiss auch das Empfinden der Kriegsgeneration, dass man nach diesem von Deutschland ausgegangenen Kriege nicht einfach das Zerstörte wiederherstellen könne, „als sei nichts gewesen“. Am deutlichsten ist dieses Empfinden wohl von Otto Bartning formuliert worden : „Wiederaufbau : technisch unmöglich – nein, seelisch unmöglich!“²³⁾ Über den Neuaufbau in den deutschen Städten gibt es inzwischen eine Fülle von Arbeiten; besonders gründlich haben sich Durth und Gutschow um die Dokumentation dieser Entwicklung bemüht - wenn auch die einprägsame Alliteration des Titels „Träume in Trümmern“ nicht erkennen lässt, dass überwiegend vom realen Planungs- und Aufbaugeschehen berichtet wird.²⁴⁾

Dabei entsprach die Problemsicht der Planer in aller Regel dem Urteil Winston Churchills über die Kriegszerstörungen in England : „A great disaster - but a great opportunity“, und so gab es ein breites Spektrum von Vorschlägen für die Neubebauung der zerstörten Stadtbereiche – von moderaten Verbesserungsmaßnahmen über umfassendere Neugestaltungskonzepte bis hin zu radikalen Neuordnungsmodellen für das ganze Stadtgefüge. Diese allerdings gewannen kaum Einfluss auf das Planungsgeschehen, zumal hierfür weder rechtliche noch finanzielle Mittel zu Gebote standen. In vielen Städten trafen auch bescheidenere Neuplanungen auf den Widerstand von „Altstadtfreunden“, die das vertraute Stadtbild so weit wie möglich wiederhergestellt wissen wollten.

So war die Wirklichkeit weitgehend durch Kompromisse geprägt – Erhaltung historischer Grundzüge in Stadtstruktur und Gebäudemaßstab jedenfalls der Altstadtbereiche, aber Ausweitung des Verkehrssystems – etwa durch „Altstadtringe“ wie in Hannover oder München – und Aufbau in neuem, offeneren Baugefüge. Bei schwer beschädigten Bauten von historischer Bedeutung überwog vielfach die Tendenz zum Abbruch; demgegenüber ist Döllgasts Wiederherstellung der Alten Pinakothek in München ein spektakuläres Beispiel dafür, wie Geschichte in der Verknüpfung erhaltenen Bestandes mit sparsamer „Reparatur“ sichtbar werden kann.

Am Rande sei erwähnt, dass in England eine ausgeprägte Bereitschaft bestand, sich von historischen Strukturen zu lösen, wie der Neuaufbau in Coventry und Plymouth auf völlig verändertem Stadtgrundriss belegt. Es ist kennzeichnend, dass Durth und Gutschow für das erwähnte Werk „Träume in Trümmern“ offenbar kein aussagekräftigeres „Signet“ fanden als eine Zeichnung aus britischer Quelle : einen Planer, der einen alten Stadtplan schwungvoll mit einem Schwamm auslöscht und durch ein neues Plandiagramm ersetzt.

Demgegenüber war der „Wiederaufbau“ in der Bundesrepublik der fünfziger Jahre weitgehend durch das Bemühen um einen Ausgleich zwischen den Positionen der Bewahrung und des Neubeginns geprägt. Wenn für diesen Ausgleich letztlich in jeder Stadt unterschiedliche Lösungen gefunden wurden, so ist das natürlich einerseits durch die Besonderheiten der örtlichen Ausgangssituation bedingt, doch spielte andererseits auch die Überzeugungskraft der jeweils maßgebenden Akteure eine wichtige Rolle.

DAS ZWANZIGSTE JAHRHUNDERT – DRITTES DRITTEL

Während um 1960 allenthalben ein gewisser Stolz auf den nunmehr weitgehend abgeschlossenen Neuaufbau spürbar war, gewann mit dem neuen Jahrzehnt eine andere Grundstimmung Raum : man habe die durch die Zerstörungen gebotenen Möglichkeiten nicht ausreichend genutzt, habe die Chance zu einer umfassenden Neuordnung verpasst. Dieser Stimmungswandel ging mit einem veränderten Verständnis von Planung einher, das nicht nur den Fachleuten, sondern auch den Politikern neue Perspektiven für die Steuerung von Wirtschaft und Gesellschaft zu bieten schien.

Seinen deutlichsten Niederschlag fand dieses Verständnis in dem neuen Konzept der „Stadtentwicklungsplanung“, eines Planungsansatzes, der räumliche, soziale und wirtschaftliche Aspekte der Entwicklung gemeinsam ins Blickfeld nimmt, um sie mit einer entsprechend „integrierten“ Politik zu steuern. Das Vertrauen in solche Steuerungsmöglichkeiten und die in ihre Ergebnisse gesetzten Erwartungen waren zunächst groß; es gab so etwas wie eine Machbarkeitseuphorie, die „die Zukunft im Griff“ – so der Titel einer Planungsschrift für das Ruhrgebiet – zu haben meinte.

Damit schien das bisherige Planungsdenken, das primär auf den Raum bezogen war und allenfalls über dessen Ordnung auf die Gesellschaft einwirken wollte, überholt; dem neuen umfassenderen Handlungsansatz überlagerten sich gleichzeitig die Visionen neuer technischer Möglichkeiten im Bau- und Verkehrswesen, die sich zwar bald als unrealistisch erwiesen, aber doch dazu beitrugen, dass dem überkommenen Baubestand wenig Wert beigemessen wurde. So war das Jahrzehnt zwischen 1965 und 1975 durch eine deutliche Geschichtsferne gekennzeichnet – nicht unähnlich den zwanziger Jahren des Jahrhunderts.

Indessen zeigte sich bald, dass die hochgespannten Erwartungen in die Erfolge einer solchen Entwicklungsplanung sich nicht erfüllten und dass die inzwischen gewonnenen Einsichten in die Beschränktheit der Ressourcen und die Gefährdung der Umwelt, in die „Grenzen des Wachstums“ eine Neuorientierung erforderten. Damit bereitete sich eine Rückbesinnung auf die Geschichte vor, die durch das „Europäische Denkmalschutzjahr“ 1975 mit der einprägsamen Parole „Eine Zukunft für unsere Vergangenheit“ Ausdruck fand und weitere Schubkraft erhielt – eine Situation, die Huse pointiert kennzeichnet: „Von der Gegenwart enttäuscht und ohne Vertrauen auf das Kommende, befriedigte die Gesellschaft ihr Utopiebedürfnis durch Geschichte.“²⁵⁾ Die große Resonanz, die der 1978 entschiedene bundesweite Wettbewerb „Stadtgestalt und Denkmalschutz im Städtebau“ fand, bestätigte eindrucksvoll den Wandel der Perspektive..

In der DDR verlief die Entwicklung insofern anders, als deren maßgebliche Architekten nach einer Studienreise in die Sowjetunion 1950 eine geschichtsbezogene Formensprache der „nationalen Tradition“ anwandten – im Architektenvolksmund „Nati-Tradi“ genannt -, bis unter Chruschtschows Ägide der „Zuckerbäckerstil“ in Verruf kam und die Baugestaltung sich der Moderne entsann. Aber auch dort machte sich in den siebziger Jahren ein neues Verhältnis zur Geschichte bemerkbar, wie sich etwa am Berliner Nikolai Viertel oder an Rostocker Neubauten

zeigen lässt. „Unter dem Label des städtebaulichen Denkmalschutzes wurden in den 70er Jahren erste Versuche unternommen, die „Alte Stadt“ im großen Stile als Plagiat neu zu errichten.“⁽²⁶⁾

Die Folgen solcher Neuorientierung waren unterschiedlich : einerseits wurde der Denkmalbegriff auf „Zeitzeugnisse“ ohne besonderen künstlerischen Wert ausgeweitet – bis hin zum Hinterhaus der Mietskaserne -, andererseits schwanden die bis dahin noch sehr ausgeprägten Hemmungen, untergegangene Gebäude neu entstehen zu lassen; das vielleicht deutlichste Beispiel dafür ist die Wiederherstellung der Ostseite des Römerbergs in Frankfurt als Kopie – ermöglicht durch Abbruch von Neubauten aus den fünfziger Jahren. Nicht zufällig fand in dieser Zeit der Begriff der Inszenierung Eingang in die städtebauliche Diskussion.⁽²⁷⁾

An Beispielen für eine solche Inszenierung mangelt es nicht – die Bemühungen von Prinz Charles um die Wiederbelebung englischer Bautraditionen wie auch manche Elemente des amerikanischen „New Urbanism“ gehören ebenso dazu wie der Wiederaufbau des alten Rathausturms In München, kennzeichnend für viele ähnliche Maßnahmen eher nostalgischen als denkmalpflegerischen Charakters - wie etwa die Wiedererrichtung des architektonisch vergleichsweise unbedeutenden Hotels Adlon am Pariser Platz in Berlin. Geradezu peinlich wirkt der Plan, die - ohne Not – nach dem Kriege abgetragene Braunschweiger Schlossfassade als Dekoration eines Einkaufszentrums zu kopieren. Demgegenüber mag der Wiederaufbau des Berliner Stadtschlusses für überwiegend kulturelle Nutzungen noch eher vertretbar erscheinen, auch im Hinblick auf die stadträumliche Bedeutung des Baukörpers, und doch müssen sich auch hier erhebliche Zweifel aufdrängen, ob dies ein angemessener Umgang mit Geschichte ist.

Auf solche Zweifel - ob es nämlich zulässig oder nicht vielmehr unmoralisch sei, untergegangene Bauten zu kopieren - hat Gottfried Semper eine klare Antwort gegeben „Wir dürfen nicht die Vergangenheit bestehlen, um die Zukunft zu belügen.“⁽²⁸⁾ Das ist gewiss eine überzeugende Maxime – und doch scheint im Einzelfall eine differenzierende Betrachtung geboten. So mag der Wiederaufbau des Warschauer Marktplatzes als Akt nationaler Selbstbehauptung zu rechtfertigen sein, ebenso wie der der Dresdner Frauenkirche angesichts der Fülle originaler Bauteile oder auch die Wiedererrichtung des deutschen Pavillons aus der Weltausstellung 1929 in Barcelona – von Mies van der Rohe - als „Inkunabel“ der Moderne. Indessen machen die Diskussionen um das Berliner Schloss und den „Palast der Republik“ sehr deutlich, dass es für das Verhältnis zur Geschichte und ihren Zeugnissen offenbar keine „objektive“ Grundlage gibt – es wird entscheidend von Wertungen bestimmt. Der Abbruch des

Schlusses durch das DDR-Regime war eine politische Demonstration – und kaum anders kann man den Beschluss zum Abbruch des „Palastes der Republik“ bewerten. Hier stellt sich die Frage nach dem Umgang mit den Zeugnissen einer Epoche, die in Misskredit geraten ist, nach einer „selektiven“ Behandlung historischer Dokumente. Soll man unrühmliche Geschichte durch Beseitigung ihrer Zeugnisse verdrängen helfen – oder soll man sie als reale Geschichte akzeptieren und sichtbar lassen? Es spricht manches dafür, dass uns dieses Problem auch in Zukunft begleiten wird, ohne dass es dafür eine „endgültige“ Lösung geben könnte.

VERSUCH EINER ZUSAMMENFASSUNG

Vereinfacht lässt sich der Wandel der jeweils herrschenden Sicht auf die Historie durch die Charakterisierung bestimmter Zeitabschnitte darstellen – für die Architektur allerdings prägnanter als für die Stadtplanung. So ist in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Architektur von dem Gedanken geprägt, die Geschichte biete einen spezifischen Höhepunkt, den es wieder zu beleben und zu erreichen gelte : Klassizismus und Neogotik haben hier ihre Wurzeln.

In der zweiten Jahrhunderthälfte weitet sich die Sicht : die Geschichte bietet ein Arsenal von Gestaltelementen, die unterschiedliche historische Assoziationen auslösen; deshalb liegt es nahe, zwischen ihnen mit dem Ziel einer Bedeutungsaussage zu wählen – der Grundgedanke des Eklektizismus, der in der eher pragmatisch arbeitenden Stadtplanung kaum eine Rolle spielt.

Nach einzelnen Vorläufern setzte sich in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts weitgehend die These der Moderne durch : Geschichte ist Ballast für eine Zeit, die sich mit ganz neuen Problemen auseinandersetzen muss und dazu neue technische Möglichkeiten besitzt. Radikaler Neubeginn ist geboten.

Beim Wiederaufbau nach den Kriegszerstörungen wird diese Auffassung überlagert durch das Gefühl der Verpflichtung, das kulturelle Erbe zu bewahren. So werden die Zeugnisse der Geschichte unterschiedlich bewertet – teils als Anknüpfungspunkte, teils als Hindernisse der Entwicklung.

Ab 1960 dominiert dann wiederum das Bewusstsein, vor neuen Aufgaben in einer neuen Zeit zu stehen und über die Steuerungsmittel zu deren Bewältigung zu verfügen : „Integrierte Stadtentwicklungsplanung“ als neuer Ansatz, verbunden mit Visionen einer hochtechnisierten.Zukunftsstadt.

Die Enttäuschung überhöhter Erwartungen und die Einsicht in „Grenzen des Wachstums“ bereiten den Boden für einen Rückgriff auf die Geschichte – als Anhalt für die kollektive Erinnerung und als Verkörperung von weiterhin gültigen Werten : Eine Zukunft für unsere Vergangenheit !

Um die gleiche Zeit gewinnt mit der Parole der Postmoderne „anything goes“ eine neue Auffassung Raum: Geschichte stellt einen Formenschatz bereit, aus dem man sich gelegentlich bedienen kann – auch zu „ironischen“ Effekten, ohne dass dahinter eine Bedeutung gesucht werden müsste.

Der Rückblick auf die Entwicklung und den Wandel des sie prägenden Zeitgeistes zeigt, dass es offenbar keine wissenschaftlich zu sichernde Auffassung vom angemessenen Umgang mit der Geschichte und ihren Zeugnissen gibt – er wird immer wieder von Werturteilen abhängen, die sich in der Abwägung und Auswahl möglicher Alternativen niederschlagen. Wohl mag eine bestimmte Sicht für einen begrenzten. Zeitraum vorherrschen, aber dann pflegt sie einer neuen Konstellation der Wertvorstellungen zu weichen. Gleichwohl dürfte die Einsicht Ortega y Gassets weiter gültig bleiben : „Der Mensch befasst sich mit Geschichte, weil er angesichts der Zukunft, die nicht in seiner Hand ist, merkt, dass das einzige, was er hat, was er besitzt, seine Vergangenheit ist. Sie allein kann er fassen, sie ist das Schifflein, in dem er die Reise nach der unruhigen Zukunft unternimmt.“²⁹⁾

ANMERKUNGEN

- 1) Dyckman, John W.: The Practical Uses of Planning Theory. Journal of the American Institute of Planners. XXXI (1969), S. 300.
- 2) Gurlitt, Cornelius : Handbuch des Städtebaues. Berlin 1920, S.292 .
- 3) Schwarz, Rudolf : Von der Bebauung der Erde. Heidelberg 1949, S.228
- 4) Frh.v.Wolzogen, Alfred (Hg): Aus Schinkels Nachlass. Bd.3, Berlin 1863, S.371.
- 5) Stübben, Joseph : Der Städtebau. Darmstadt 1890, S.553f.
- 6) Lotze, Hermann : Geschichte der Ästhetik in Deutschland. Auszug in Schumacher, Fritz : Lesebuch für Baumeister. Berlin 1941, S.104f.
- 7) Sitte, Camillo : Der Städte-Bau nach seinen künstlerischen Grundsätzen. Wien 1889, S.88ff.
- 8) Giedion, Sigfried : Space, Time and Architecture. Cambridge 1949, S.569f.
Vgl. Collins, George R. u. Christiane Crasemann-Collins : Camillo Sitte and the Birth of Modern City Planning. New York 1965, S.63ff.
- 9) Stübben, Joseph : a.a.O. S.183
- 10) Stübben, Joseph : a.a.O. S. 240.
- 11) Nußbaum, Hans Christian : Hygiene des Städtebaues. Leipzig 1907, S.101.
- 12) sGurlitt, Cornelius : Besserung der Wohnverhältnisse in alten Städten. In : Stadtverwaltung Düsseldorf (Hg) : Verhandlungen des ersten Kongresses für Städtewesen Düsseldorf 1912. Düsseldorf 1913, S.12.
- 13) Schilling, Otto : Innere Stadterweiterung. Berlin 1921.
- 14) Vgl. Conrads, Ulrich : Programme und Manifeste zur Architektur des 20. Jahrhunderts. Berlin, Frankfurt, Wien 1964.
- 15) Choay, Françoise : L'urbanisme : utopies et réalités. Paris 1965.
- 16) Fischer, Theodor : Sechs Vorträge über Stadtbaukunst. München und Berlin 1922, S.26 u. S.27.
- 17) Schumacher, Fritz : Stadt- und Landesplanung Bremen 1926-1930. Bremen 1931, S.229f.
- 18) Krauss, Friedrich : Der Anteil des historischen Bestandes am Charakter einer Stadt. München 1948, S.18.
- 19) Wasmuths Lexikon der Baukunst, Bd.4, Berlin 1932, S.438, und Bd.5 (Nachtrag), Berlin 1937, S. 13, 108, 109f, 307.
- 20) Vgl. F.Lüken-Isberner : Stadterneuerung im Nationalsozialismus. Archiv f. Kommunalwissenschaften 28 (1989), S.292-308. U.von Petz : Urban Renewal under

National Socialism: practical policy and political objectives in Hitler's Germany. *Planning Perspectives* 5 (1990), S.169-187.

- 21) Durth, Werner u. Niels Gutschow : *Träume in Trümmern*. 2 Bde, Braunschweig u. Wiesbaden 1988, S.55-93.
- 22) *Baukunst und Werkform* 1 (1947), S.29.
- 23) Bartning, Otto : *Ketzerische Gespräche am Rande der Trümmerhaufen*. *Frankfurter Hefte* 1 (1946), S.63-72.
- 24) Durth, Gutschow : a.a.O.
- 25) Huse, Norbert : *Denkmalschutz*. In : *Zukunftsaufgaben der Stadtplanung*, hg.v. Thomas Sieverts. Düsseldorf 1990, S.87f.
- 26) Barth, Holger : *Pilotprojekt Prenzlauer Berg : Öffentlichkeit und Stadterneuerung in der DDR*. In : *Der öffentliche Raum in Zeiten der Schrumpfung*, hg.v. Heinz Nagler, Riklef Rambow, Ulrike Sturm. Berlin 2004.
- 27) vgl. Durth, Werner : *Die Inszenierung der Alltagswelt*. Braunschweig 1977.
- 28) Nach Stübgen, Joseph : *Der Bau der Städte in Geschichte und Gegenwart*. Berlin 1895, S.11.
- 29) Ortega y Gasset, José : *Das Wesen geschichtlicher Krisen*. Stuttgart 1951, S.87.